Zeitschrift: Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 18 (1922)

Artikel: Ueber Kürzung von Wörtern und Wortgruppen : Vortrag an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Bern, am 23. Weinmonat 1921

Autor: Binz, Gustav

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595104

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ueber Kürzung von Wörtern und Wortgruppen.

Vortrag an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Bern, am 23. Weinmonat 1921,
von Gustav Binz.

Jedem, der einmal die gotische Bibelübersetzung des Wulfila oder ein althochdeutsches Sprachdenkmal des 9. Jahrhunderts mit der heutigen deutschen oder gar englischen Entsprechung zusammengehalten hat, ist aufgefallen, wie viel die Wörter der deutschen und englischen Sprache in diesem Zeitraum von 1000—1500 Jahren an Körper und Volltonigkeit eingebüßt haben. Die germanische Sprachforschung im besondern, im Verein mit der indogermanischen Sprachwissenschaft, hat sich bemüht, den Verlauf dieser Veränderungen, die Bedingungen, unter denen sie sich vollziehen, zu ergründen; vieles ist erreicht, aber noch manches bleibt aufzuhellen. Eine große Schwierigkeit ist dabei der Umstand, daß wir über die hinter uns liegenden Zeiten unserer Sprachentwickelung selbst da, wo umfängliche Sprachdenkmäler auf uns gekommen sind, nur verhältnismäßig wenig sicher unterrichtet sind. Denn wir sind für die Untersuchung auf die schriftlichen Aufzeichnungen angewiesen. Diese aber entsprechen der lebendigen Rede, wie uns ein Blick auf unsere eigene Gegenwart zeigt, nur in höchst unvollkommener Weise. Die wenigen Buchstaben unseres Alphabets spiegeln die ungeheure Mannigfaltigkeit der wirklich gesprochenen Laute nicht wieder, und für die Bezeichnung so wichtiger Dinge wie der Tonstärke, des Tonfalls, der Pausen, der Sprechgeschwindigkeit besitzt unsere Schreibung gar keine oder nur ganz unzulängliche Mittel.

Um volle Einsicht in das Wesen der Sprache, die bei ihrer Veränderung oder Entwicklung maßgebenden seelischen Triebkräfte und in die sogenannten Prinzipien der Sprachgeschichte zu gewinnen, ist daher die neuere Sprachforschung immer mehr dazu übergegangen, die lebende Sprache und vorzüglich auch die Mundarten zu studieren. Denn die Umgangssprache und die Mundart sind die natürliche

Sprachäußerung, die zwar nicht ganz, aber doch fast ganz von den Fesseln der schriftlichen Festlegung befreit ist und in welcher die seelischen Kräfte des Sprechenden ungehemmt zur Wirkung kommen. Man ist bei diesem Studium zu der Ueberzeugung gelangt, daß dieselben seelischen Vorgänge, die heute für die sprachlichen Aeußerungen bestimmend sind, auch in den früheren Zeiten gegolten haben, und daß die Veränderungen, die wir in der Vorzeit feststellen können, im allgemeinen nach den gleichen Regeln vor sich gegangen sind wie die heute vor unseren Augen oder richtiger vor unseren Ohren sich vollziehenden. So erhellen wir die Vergangenheit mit Hilfe der Beobachtungen, die wir am lebenden Menschen anstellen; wir verstehen aber die Gegenwart vielfach erst, wenn wir sie als das allmählich gewachsene Erzeugnis der Vergangenheit erkennen.

Auf einen kleinen Abschnitt aus der Geschichte unserer deutschen Sprache, der uns über manche auffällige Erscheinungen der lebenden Sprache Aufklärung zu bieten vermag, möchte ich nun heute Ihre Aufmerksamkeit lenken, und ich glaube, diese um so eher erbitten zu dürfen, als gerade dieses Kapitel in den letzten Jahren wiederholt die Vertreter der deutschen Sprachwissenschaft beschäftigt und zu nicht unwichtigen neuen oder bisher nicht genügend beachteten Auffassungen vom Wesen der Sprache überhaupt geführt hat. *)

Ich werde mich im folgenden bemühen, Ihnen an einer Anzahl besonders überzeugender Beispiele zu zeigen, welche Rolle die Kürzung im Sprachleben spielt und wie deren richtige Würdigung uns über manche Schwierigkeit hinweghilft, über welche die bisherigen Bearbeiter der deutschen Sprachgeschichte und Verfasser etymologischer Wörterbücher nicht haben hinwegkommen können. Da aber unser Verein den Nachdruck auf das Schweizerisch in Deutsch-schweizerisch legt, werde ich versuchen, die Beispiele für die besprochenen Erscheinungen nach Möglichkeit aus unseren lebenden deutsch-schweizerischen Mundarten und ihrer unvergleichlichen Schatzkammer, dem Schweizerischen Idiotikon, und den zugewandten „Beiträgen zur schweizerdeutschen Grammatik" zu holen.

Aber nicht nur weil unser Verein die Pflege des Schweizer-

---

*) **Es sei vor allem hingewiesen auf Otto Behaghels Vortrag „Von deutschen Bindewörtern" an der Marburger Philologenversammlung von 1913 und auf Wilhelm Horns Buch „Sprachkörper und Sprachfunktion", Berlin 1921. Beiden liegt die wichtige Beobachtung zugrunde, daß Redeteile, deren Hervorbringung keinen sprachlichen Zweck mehr hat, bedeutungslos werden und völlig verschwinden können.**

deutschen in seinen Satzungen in den Vordergrund stellt, wende ich mich mit Vorliebe der Betrachtung der Mundarten zu, sondern auch deswegen, weil diese, wie schon erwähnt, in vielem natürlicher, ungezwungener sind als die Schriftsprache. In ihnen kommt die Erregung und Stimmung des Augenblicks, die durch allerhand seelische Einflüsse bestimmte Beschleunigung oder Verlangsamung der Sprechgeschwindigkeit, die gedankliche Verbindung mit inhaltlich ähnlichen Ausdrücken oder Wortformen beim Sprechenden viel uneingeschränkter zur Geltung als bei der Niederschrift oder bei der vortragsartigen Aeußerung. Nun sind aber gerade die Kürzungen von Wörtern und Wortgruppen in der mündlichen Rede viel häufiger und verbreiteter als in der Schriftsprache, die mit ihrer an der Ueberlieferung hängenden Schreibung oft dem lebendigen Sprachgebrauch gar nicht zu folgen vermag. Und wie wir heute auch auf Sprachgebieten, die einen weniger großen Unterschied zwischen der Alltagssprache des vertrauten Umgangs und dem Geschriebenen aufweisen als unsere Schweiz, doch einen gewaltigen Abstand zwischen Umgangs- und Schriftsprache feststellen müssen, so ist es in alten Zeiten ähnlich gewesen. Das müssen wir unter anderem daraus schließen, daß manche heutige mundartliche Wortformen oder Wortverbindungen auf Kürzungen zurückweisen, die schon in frühmittel- oder in althochdeutscher Zeit bestanden haben müssen, ohne daß uns in den früheren schriftlichen Denkmälern je eine andere als die volle schriftsprachliche Form begegnet.

Neben den Mundarten kommt für diejenigen Bevölkerungsschichten oder Teile des Sprachgebiets, in denen nicht eine lebende Mundart Verständigungs- und Ausdrucksmittel ist, die von der Schriftsprache mehr oder weniger abweichende Umgangssprache in Betracht. Sie weist natürlich so gut wie die Mundarten, nur nicht in demselben Grade, örtliche und soziale Verschiedenheiten auf; Untersuchungen darüber sind fast noch seltener als solche über die Mundarten, da man durchaus auf die Beobachtung der Redenden angewiesen ist. Die im naturalistischen Drama und Roman vom Ausgang des 19. Jahrhunderts an versuchte literarische Verwertung der Umgangssprache bietet zu wenig und gar nicht immer zuverlässigen Stoff dafür.

Allgemein zu bemerken wäre noch, daß die verschiedenen Mundarten sich hinsichtlich der Neigung zu Verkürzungen außerordentlich verschieden verhalten. Diese hängt eben in hohem Grade vom Tem-

perament der Menschen und von der dadurch bedingten Sprechgeschwindigkeit ab. In manchen Walliser Mundarten, die eine sehr ebenmäßige Betonung sämtlicher Wortsilben auch im Satzzusammenhang aufweisen, so daß sie dem an stärkere Unterschiede gewöhnten Ohr eines Beobachters fast den Eindruck romanischer Akzentuation machen, sind selbstverständlich auch die Kürzungen seltener und weniger stark als in Gegenden, wo eine sehr lebhafte und dem Grundsatz „Zeit ist Geld" huldigende Bevölkerung zu Hause ist.

Wenn wir nun an unsere eigentliche Aufgabe herantreten, so ließe sich eine Behandlung derselben denken, die einer theoretischen Untersuchung mit praktischen Beispielen gleichkäme. Man könnte die verschiedenen Beweggründe, denen Wort- und Satzverkürzungen entspringen können, zusammenstellen und nach bestimmten Gesichtspunkten ordnen. Eine solche Behandlung böte manche Vorteile für die Erkennung des inneren Zusammenhangs der Erscheinungen. Ich ziehe es vor, den umgekehrten Weg einzuschlagen. Denn eine erschöpfende Theorie wäre erst möglich auf Grund der Durchforschung der ganzen Masse der Erscheinungen. Eine solche aber läßt sich vielleicht heute noch nicht unternehmen, jedenfalls nicht in einer kurzen Stunde sicher zusammenfassen. Darum wollen wir lieber an einigen Fällen zeigen, worauf es ankommt, und es jedem überlassen, weitere ihm vorkommende Beispiele dieser sprachlichen Erscheinungen nach den bei unserem Vorgehen gewonnenen Einsichten und Grundsätzen zu deuten und zu erklären.

Mit Kürzungen arbeitet der Mensch schon in seinen frühesten sprachlichen Aeußerungen. Der Versuch, die gehörten Benennungen für Personen und Dinge der Umgebung nachzuahmen, mißlingt dem Kinde; es kommt zuerst nur die Hochtonsilbe, und auch diese verstümmelt, heraus, m a m, p a p, d a, oder bald in Verdoppelung m a m a, p a p a, d a d a, die allerdings meist nicht selbständige Schöpfung, sondern Nachahmung des von den Erwachsenen Vorgesprochenen ist; denn auch diese Kinder- oder Ammensprache ist größtenteils keine eigene Erfindung der Kinder, sondern ihnen von den Angehörigen überliefert. Diese liebkosend gemeinten Kürzungen wendet das Kind an, auch wenn es seine Sprachwerkzeuge meistern gelernt hat: es sagt weiterhin f ä t t i, m i t t i oder m i e t t i, b r u d i, b r ü e t s c h, s c h w o s t (i), und vielfach behalten die Erwachsenen den Gebrauch auch für sich bei. So hören wir in manchen Gegenden Deutschlands die Bezeichnung O p a, O m a für Groß-

papa, Großmama auch aus dem Munde erwachsener Leute, und weit verbreitet sind die aus den endungsbetonten Papa, Mama hervorgegangenen Pa, Ma. Wahrscheinlich ist so auch die Form atta, ätti zu Vater, Vätti zu erklären.

Im engen Familien- und Freundeskreis ist es nicht nötig, den vollständigen Namen der Person auszusprechen, an die man sich wendet oder von der die Rede ist; eine kurze Andeutung genügt. Begünstigt wird das Streben nach Kürze durch die Länge der meisten im Altgermanischen üblichen Personennamen. Sie waren aus zwei Teilen zusammengesetzt: Adalberht, Heriwart, Rüedeger, Dietlind, Kunigund usw. Diese Vollnamen galten wohl nur im feierlichen Gebrauch der Oeffentlichkeit gegenüber; im Hause traten an ihre Stelle Abkürzungen, deren verschiedene Bildungsweisen wir hier nicht weiter berühren können. Es muß genügen, daran zu erinnern, daß viele von ihnen untergegangen sind, viele aber auch, ohne daß wir heute noch ihren Zusammenhang mit den zugehörigen Vollnamen fühlen, in Familiennamen wie Ott, Lutz, Seitz, Gierke, Beneke, Fritzsche weiterleben.

Nicht alle germanischen Kurznamen sind Verkürzungen zweigliedriger Namen; manche sind wohl Lallnamen oder selbständige kurze Uebernamen. Gelegentlich werden auch heute noch derartige Kurznamen etymologisch damit gar nicht zusammenhängenden Namen untergeschoben: Boppi für Johann Jakob, Bobs für Oskar, Dudi für Emma, Hutti für Emilie. Jede Familie könnte aus ihren eigenen Erfahrungen diese Beispiele, deren Geltungsbereich meist äußerst beschränkt, in einzelnen Fällen aber allgemeiner geworden ist, beliebig vermehren. Wir dürfen annehmen, daß schon in alter Zeit ähnliche Verhältnisse bestanden haben und daß so das Nebeneinander von Voll- und Kurznamen für dieselbe Person, die sich etymologisch gar nicht vereinigen lassen, zu erklären sei. Auf alemannischem Boden tauchen seit dem 13. Jahrhundert in bäuerlichen und kleinbürgerlichen Kreisen zahlreiche Kurznamen auf -i, -in, -tschi, -zi auf: Erni, Bürgi, Jeggi, Lüthi, Völmi, Bertschi, Rüetschi, Ueltschi, Küenzi, die heute nur noch zum kleinsten Teil als Kürzungen von Vollnamen empfunden werden, meist zu inhaltlich unverstandenen Familiennamen erstarrt sind.

Daß die liebkosenden oder verkleinernden Kürzungen von Vornamen auf -i heute noch ganz lebendig sind, braucht man ale-

mannischen Zuhörern nicht zu sagen. Sie haben sich, namentlich in den letzten 50 Jahren, über das alemannische Sprachgebiet hinaus, vielleicht zum Teil unter dem Einfluß des Englischen, in welchem diese Kürzungen ebenfalls außerordentlich beliebt sind, weithin nach Norden verbreitet; dort ist, mehr als in der Schweiz, wohl auch die Sitte aufgekommen, solche Kurzformen auch außerhalb des engen Kreises, in dem sie ursprünglich allein Geltung hatten, anzuwenden, so daß wir heute auf Büchertiteln und ernsten amtlichen Schriftstücken auf Namen wie Edi, Fredy, Willi, Gaby, Lulu, Tilla stoßen, was für ein feiner empfindendes Sprach- oder Stilgefühl noch immer etwas Befremdendes hat.

Mehr nur gelegentlich, aber immerhin in ansehnlichem Umfang begegnet uns diese Kürzungsweise in Uebertragung auf Familiennamen. So sind z. B. in Basel mehr oder weniger allgemein üblich Kürzungen wie Bulli = Bernoulli, Gimmi = Gemuseus, Hagi = Hagenbach, Prisi = Preiswerk, Pravi = Paravicini, Schiggi = Gilliéron; etwas anderer Art sind Bildungen wie Wackis oder Negeli für Wackernagel, Zinser für Zinstag; ganz gelegentliche, auf einzelne Träger des Namens beschränkte Kürzungen sind Kelski für Keller, oder Keller für Kellermann; humoristische Vergrößerungen zu Verkleinerungsnamen sind etwa Schaub: Schäublin, Stachel: Stähelin, Wolf: Wölfflin, Zas: Zäslin. Auffallende Geschlechtsverschiebung bemerken wir an d'Mulle, d'Rasple für männliche Träger des Namens Müller, Respinger; in nicht hieher gehörigen Bildungsweisen wie d'Schmudle = Schmid, d'Fonsle = Alfons stehen ihnen immerhin Gegenbeispiele für diesen Geschlechtswechsel zur Seite. Auch in Bern sind solche Kürzungen von Familiennamen üblich: Husi = Hauswirth, Obi = Oberlin, Mässi = Messerli oder Meiji, Mülli, Musti, Wäbi für Meier, Müller, Muster, Weber. Sie gehören, wie wahrscheinlich auch ursprünglich die Basler Kürzungen, der Schülersprache an. Eine Besonderheit für Bern sind die Kürzungen der Vor- und Geschlechtsnamen auf -tsch: Werntsch = Werner, Kchertsch = Kehrli, Hotsch = Hodler, Tsäutsch = Zeller.

Die Schülersprache beschränkt aber diese Kürzungen keineswegs auf die lebenden Wesen, auch Straßen und Plätze, die im Leben

der Schüler eine Rolle spielen, werden damit bedacht. Die Basler Buben pflegen vom Münsterplatz, um den herum die meisten Schulen liegen, und vom Barfüßerplatz (volkstümlich Säuplatz, weil ehemals Schweinemarkt dort abgehalten wurde, heute Schauplatz der Messe) nur als Minsti und Seibi zu reden. Entsprechend finden wir hier in Bern Chilcher = Kirchenfeld, Schweler = Schwellenmätteli, Brämer = Bremgartenwald, Däliger = Dählhölzli; daneben an die häufigen Flurnamen auf ere (Haslere usw.) angelehnt die weiblichen Chornere = Kornhausbrücke, Schönere = Schönau, Spittlere, Arbärgere, Metzgere, Spichere für die entsprechenden Gassen, wobei der Grundbegriff Gasse bestimmend auf das Geschlecht eingewirkt haben wird.

Auch die Schulen selbst werden verkürzt in Gimer = Gymnasium und Gimeler = Gymnasiast, Proger = Progymnasium und Prögeler für Progymnasiast, Sekcheler für Sekundarschüler. Mit etwas anderer Bildung finden wir dagegen in Basel Gimmeli, Relleli, Sekkeli = Gymnasiasten, Realschüler, Sekundarschüler. Wiederum den Bernern eigentümlich scheinen die sehr nach schriftlichen Abkürzungen riechenden Kürzungen der Fächerbezeichnungen wie Gräk, Lat, Franz, It, Mat, Relig. Mehr natürliches Sprachgefühl verraten Chemere, Gogere, Fisere, Nattere für Chemie, Geographie, Physik, Naturwissenschaft, oder die Kurzformen für Schuleinrichtungen wie Biblere = Bibliothek, Problere = Probeklausurarbeit, Schwitzere = Hitzferien, Züger = Schulzeugnis. Diese Bildungsweise wird sodann übertragen auf Begriffe, die außerhalb der Schule, aber im Vorstellungskreis der Schüler liegen: Trüppeler = Truppenzusammenzug, wozu man den ganz neuerdings in Basel in Mode gekommenen Wiederholiger = Wiederholungskurs vergleichen mag, Baijere = Badhosen, Schlöffere = Schlittschuhe, Wäsplere = Wespennest, Mistere = Misthaufen, Lokchere = Lokomotive.

Mit diesen Bildungen ist aber die reichquellende Sprachschöpfungskraft der Berner Buben noch nicht völlig ausgegeben. Ganz produktiv und lebendig ist auch noch die Verstümmelungsendung -el, vokalisiert zu u, z. B. in Trämu = Tramway, Schöku = Schokolade, Näppu = Napoleon (auch im Sinne des Geldstücks).

Wir kehren zurück zu den Eigennamen, von denen wir bei diesen

Ausführungen über die Schülersprache ausgegangen sind. Daß nicht nur die Personennamen, sondern auch die Ortsnamen starken Kürzungen unterliegen, ist bekannt. Auch diese sind großenteils aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt oder mit Ableitungssilben gebildet, denen ursprünglich ein starker Nebenton zukam. Im Satzzusammenhang konnte sich dieser verschieben oder ganz verloren gehen, und damit waren die der Haupttonsilbe folgenden Silben der Gefahr des Zusammenschrumpfens ausgesetzt. Sie unterlagen ihr um so rascher, je weniger lebendig die ursprüngliche Bedeutung des zweiten Bestandteils noch empfunden wurde. So werden etwa =berg, =burg zu =brg, =brig, so =bach zu =bch, =be, oder =dorf zu =drf, =dlf, =heim zu =e, =inchoven zu =(i)kon, =(i)ken, =ingen zu =(i)gen, =wiler zu =wil, =wil zu =bl (Bretzbl, Zubl) verkürzt. Solche im Ortsgebrauch stark verkürzten Formen haben in Vergangenheit und Gegenwart den Kanzlisten und Topographen, welche sie in schriftsprachliche Form bringen sollten, manches Kopfzerbrechen gemacht. Das Ergebnis war nicht immer richtig, und so schleppen wir eine Anzahl amtlicher Schreibungen von Ortsnamen herum, die in der Geschichte nicht begründet, sondern der mangelhaften Sprachkenntnis zuzuschreiben sind.

Aber nicht nur die zweiten Teile der Ortsnamen werden verkürzt, sondern auch die ersten, zumal wenn sie selbst wieder etwa aus einem zweiteiligen Personennamen bestehen, dessen zweiter Teil in der Mittelstellung seinen ursprünglichen Nebenton verliert. Es entstehen dann häufig Namenformen, die wir ohne Zuhilfenahme älterer, voller in Urkunden überlieferter Formen gar nicht mehr verstehen können. Die Deutungen bleiben auch unter günstigen Umständen noch häufig genug recht unsicher. So schrumpft ein Hemmingisbach zusammen zu Hemsbach, Richartebuch zu Reichenbuch, Amilgersvelt zu Amertsfeld, Zaizmannesmatte zu Zaismatte, Adaloltesheim zu Adelsheim, Bischoviswiiler zu Bischweiler.

Lassen sich diese Veränderungen alle noch zur Not auf rein lautlichem Wege erklären, so ist solche Erklärung kaum mehr angängig bei so starken Kürzungen wie Eselswald aus Eselswegwald (ein Wald, durch den ein Eselsweg führt) oder Iregewann (Ire = Juden) für Gewann am Judenbegräbnis. Opfergarten, =acker, =wiese, bei denen wir keinen inhaltlichen Zusammenhang zwischen dem ersten und zweiten Teil zu

erkennen vermögen, erhalten ihre Aufklärung, wenn wir vernehmen, daß der Garten, der Acker, die Wiese zur Besoldung des Opfermannes, d. h. des Kirchendieners bestimmt sind. Gotteswald ist ein Wald, der einem Gotteshaus gehörte. Alle die Namen, in denen das ganze Mittelstück verschwindet, sind dreigliedrige Zusammensetzungen nach der Formel (a + b) + c. Derartige Bildungen gibt es noch viele, und manche von ihnen haben gleichbedeutende Nebenformen mit unterdrücktem Glied b neben sich: Oel(baum)zweig, Bier(krug)deckel, Weiß(brot)bäcker, Licht(spiel)bühne, Drachen(zahn)saat, Boots(manns)maat, Funken(meister)maat, Flug(zeug)führer, Kraft(wagen)führer. Es fällt auf, daß sie fast alle Bildungen aus allerneuster Zeit sind, wo die Abneigung gegen die namentlich von Bureaukraten geschaffenen Wortungetüme eine berechtigte Gegenwirkung auf die Kürze hin hervorruft. Bei den älteren Bildungen sind doch zum Teil auch andere Auffassungen der Doppelformen möglich. Oelzweig z. B. könnte auch Analogiebildung nach Kirschenzweig, Apfelzweig neben Kirschbaum, Apfelbaum sein. Ein Weißbäcker ist einer, der Weißes backt, der Bierdeckel ein Deckel zum Zudecken des Bieres, Drachensaat die Saat, aus der Drachen hervorgehen werden, ohne daß man daran denkt, daß diese Saat aus Drachenzähnen besteht.

Nicht nur Eigennamen werden im vertrauten Kreise gekürzt; man spricht dort überhaupt viel undeutlicher, verschluckt ganze Silben und Wörter, weil die Gesellschaft auf einander eingestellt ist und häufig sich mit Zeichen und Gebärden zum gegenseitigen Verständnis begnügen könnte. Der Zuhörer vermag, was er nicht deutlich versteht oder gar nicht hört, aus dem Zusammenhang zu ergänzen, solange nicht von ganz neuen, unbekannten Dingen die Rede ist. Viele Kürzungen entstehen daher, weil die Begleitumstände mitsprechen. Am Essen sitzend kann man wohl sagen gmr no e Stikli Brot, oder man fragt (h)tsch gärn no me Gmies? oder man bittet einen Wartenden einzutreten mit (w)tsch ine ko. Dieses Mitsprechen der Situation spielt namentlich in den verschiedenen Standes- und Berufssprachen eine Rolle. Wir bleiben zunächst bei den einzelnen Wörtern stehen, versparen die Wortgruppen auf später. So kennt die deutsche Soldatensprache Abkürzungen wie A(rtille)rie, Ober(leutnant), Vize(feldwebel), Zahl(meister), Lok(omotiv)führer,

Re(gi)ment; schweizerische Soldaten nennen den Soldaten Dätel, den Cognac Jäggli, den Major Jöru. Der Seemannssprache entstammt wohl die Kürzung Lotse für Lootsmann = englisch loadsman. Von der Schülersprache war vorhin die Rede. Auch die Studenten haben eine große Vorliebe für Kürzungen: ihnen verdankt man Studio(sus), Labor(atorium), Lab(oratori)um, Poly(technikum), Uni(versität). Oft unterliegen diese aber der Mode; in meiner Studienzeit war die Kürzung aller möglichen Wörter auf den oder die beiden Anfangskonsonanten + eo sehr im Schwange, man trank sein Bier im Breo, (Brauerei Brändlin), bezahlte in Freo (Franken) oder Steo (Stein) oder auch nur in Zeo (Centimes). In Deutschland hört man oft von Em oder Emchen sprechen, was natürlich auf einer buchstäblichen lautlichen Wiedergabe der schriftlichen Abkürzung M. für Mark beruht. Die Sportsleute fahren auf dem Velo oder im Auto und brauchen dazu ein Pneu. Im Wirtshaus weiß man, wenn von Korn und Bock die Rede ist, daß damit Kornbranntwein, Bockbier gemeint ist. Eine große Ausdehnung hat in neuester Zeit die Kürzung in der Geschäftssprache genommen. Schon seit längerer Zeit spricht man von einem Ries Papier; es findet sich schon mittelhochdeutsch als ris und ist wahrscheinlich Abkürzung aus italienisch risma, vielleicht, wie Kluge meint, eigentlich eine graphische Abkürzung wie Gräk, Lat, Em, die wir vorhin schon erwähnt haben. Neuerdings nun haben viele Aktiengesellschaften oder ähnliche Unternehmungen sich Kurznamen beigelegt, die aus den Anfangslauten der einzelnen Teile ihres Namens zusammengesetzt sind. Deva = **D**eutsche **V**erlags**a**nstalt, Süba = **S**üd-deutsches **B**uch-**A**ntiquariat, Ila = **I**nternationale **L**uftschiffahrts-**A**usstellung, Bugra = (Internationale Ausstellung für) **B**uch-gewerbe und **Gra**phik, Slab = **S**chweizerische **L**andes-**A**usstellung in **B**ern, Wumba = **W**affen- **u.** **M**unitions**b**eschaffungs**a**mt, und diese Mode greift täglich weiter um sich, vielleicht weniger in der Schweiz als in Deutschland, wo man förmlich in solchen Schöpfungen wie Apo, Sipo, Schupo schwelgt. Aelter, aber nicht ganz ausgestorben, ist die Mode, die schriftlichen Abkürzungen, so wie sie geschrieben werden, auszusprechen, besonders bei Eisenbahngesellschaften: S. C. B. als Eszebe, N. O. B. als Enobe, S. B. B. als Esbebe; auch im Krieg waren solche Abkürzungen oft zu hören: MGK., GHQ. Diese Sitte ist in England besonders tief eingewurzelt

und so verbreitet, daß ganze Abkürzungs-Wörterbücher hergestellt und benützt werden, weil man ohne sie den vielen geschriebenen und gesprochenen Kürzungen ratlos gegenübersteht.

Ein Gebiet, auf dem sich die Kürzung schon seit ältesten Zeiten sehr bemerkbar macht, sind die zusammengesetzten Wörter. Solange das Gefühl für die Zusammensetzung aus zwei Teilen noch lebendig ist, bewahrt der zweite Teil, angelehnt an das selbständige Wort, mit dem er ursprünglich gleichlautet, noch eine ziemlich starke Nebenbetonung. Nun kommt es nicht selten vor, daß das selbständige Wort als solches ausstirbt, nur noch im zweiten Teil von Zusammensetzungen fortlebt, aber vereinzelt, nicht mehr gestützt durch andere Formen desselben Wortes, darum auch inhaltsärmer. Das hat auch meist eine Abschwächung der Betonung und eine Verminderung des Lautkörpers zur Folge. Ein Beispiel mag dies klar machen. Wir haben in unseren Mundarten die Wörter Mumpfel oder Hampfle, die ursprünglich einen Mund voll, eine Hand voll bedeuten. Der zweite Teil hat einen Nebenton und darum an Umfang verloren, weil aus den Zusammensetzungen allmählich einheitliche Begriffe etwa „Brocken, Bissen", beziehungsweise „ein kleines Häuflein" geworden war, in denen die ursprünglich in „voll" steckende Vorstellung ganz verblaßt war. Wollen wir nun heute diese Vorstellung hervorrufen, so müssen wir wieder zur Wortgruppe greifen und sagen e Mul voll, e Hamp voll; Mumpfel wird, wie Sie sehen, auch deswegen nicht mehr als Zusammensetzung empfunden, weil unseren Mundarten im Lauf der Zeit das Wort Mund abhanden gekommen und durch Mul ersetzt worden ist.

Von den Zusammensetzungen sind die Ableitungen nur dadurch verschieden, daß wir nicht mehr imstande sind, die Bestandteile zu trennen und die ursprüngliche volle Form und Bedeutung der Ableitungssilbe zu bestimmen. In einigen Fällen vollzieht sich der Uebergang von der Zusammensetzung zur Ableitung vor unseren Augen, z. B. bei den Hauptwörtern auf -heit, -tum. Bei den Ableitungen ist nun, da die Isolierung des zweiten Bestandteils viel früher, schon vorgeschichtlich, erfolgte, auch die Abschwächung im allgemeinen um so viel weiter vorgeschritten. Es kommt hier nicht nur nachtoniger, sondern auch vortoniger Schwund in Betracht. Ein lehrreiches Beispiel liefert uns da die Entwicklung der Vorsilbe ge. Im Baseldeutschen hat je nach dem folgenden Konsonanten bei

Haupt- und Eigenschaftswörtern die Vorsilbe ihren Vokal verloren; aus den oberdeutschen Mundarten sind eine Anzahl der verkürzten Wörter auch in die Schriftsprache übergegangen: Glaube, gleich, Glied, Glück, Gnade. Es sind, wie Behaghel feststellt, durchwegs zusammengesetzte Wörter, deren Stammwort in seiner einfachen Form untergegangen ist. Daneben finden wir in Basel auch Wörter mit gi-. Viele davon sind offenbar der Schriftsprache entlehnt, Gidanke, Gibät, aber bei anderen, namentlich bei Wörtern, die ein Lärmen, Klagen, Jammern, Toben usw. bezeichnen, ist solche Annahme kaum möglich, z. B. Gidär, Gikessel, Gijomer. Sie haben wahrscheinlich die vollere Form der Vorsilbe bewahrt, weil deren wortbildende Kraft für diese Gruppe von Bedeutungen lebendig geblieben ist. Rein lautlich läßt sich dieser Unterschied kaum erklären; wenigstens ist beim Partizip der Vergangenheit der gleich anlautenden Verben die Entwicklung der Vorsilbe die nach der Lautregel zu erwartende: Ausfall des Vokals und Angleichung des g an den stammanlautenden Konsonanten: tärt, keßlet, gjomeret.

Oder ein anderes Beispiel einer Zusammensetzung mit Vortonsilbe, die verkürzt und bis zur Unverständlichkeit verstümmelt ist. Aus ze Sent Leonhard, ze Sent Alban, ze Sent Elisabethen wird in Basel zetlienert, zetalbe, zetelsbete; aus den beiden letzteren Verbindungen wird dann in der Dalbe, Delsbete, wobei kein Mensch mehr fühlt, daß im Anlaut ein sant steckt.

Wir verlassen die einzelnen Wörter und wenden uns den Wortgruppen zu, die uns noch mehr Rätsel aufgeben, uns aber auch um so mehr locken, die an den Einzelwörtern gewonnenen Einblicke in die Sprachentwicklung auch bei ihnen zu verwerten, um anscheinend unverständlich gewordenes wieder verständlich zu machen.

Zunächst eine Warnung! Wir müssen uns vor einer zu weiten Ausdehnung des Begriffes Kürzung hüten. Es gibt unvollständige Sätze mit einer ganz freien Beziehung zwischen dem psychologischen Subjekt und Prädikat, wie sie wohl für die Anfänge der Satzbildung überhaupt vorausgesetzt werden darf. Wir finden diese Art von Verknüpfung besonders häufig in Sprichwörtern: Viel Feind, viel Ehr; Unglück im Spiel, Glück in der Liebe; jung gewohnt, alt getan. Auch in anderen Fällen ist es nicht angängig, etwas, was in Worten keinen Ausdruck gefunden

hat, ergänzen zu wollen. Der Tonfall tut da unter Umständen alles nötige hinzu: Lieber, eine große Bitte! oder als Prädikate zur Aeußerung eines andern: schön! schlimm genug! desto besser! Unsinn! Geschwätz!

Ebensowenig dürfen Sätze wie weiß Gott! weiß der Himmel! als Kürzungen angesprochen werden. Sie sind Reste alter Anfangsstellung des Verbs im Behauptungssatz, die sich allerdings nur ganz vereinzelt erhalten haben.

Auch die Auslassungen, gewöhnlich Ellipsen genannt, die dadurch entstehen, daß man einen angefangenen Satz nicht beendet, lassen wir außer Betracht. Sie entspringen verschiedenen seelischen Beweggründen: Durch Kreuzung verschiedener Gedanken wird der sprachliche Ausdruck gestört, man stutzt, bricht ab. Oder man unterdrückt den auf der Zunge liegenden Ausdruck aus Rücksicht auf den Zuhörer, dem man damit zu nahe zu treten fürchtet; oder man bricht aus Bescheidenheit ab. Immer sind es starke Gemütsbewegungen, unter denen man spricht: Daß Euch die schwere Not! Daß dich der Kuckuck! Schwäbisch Ei dases (aus: ei daß uns), z. B. Ei dases, Gott bhüet es, was ist denn des! als Ausruf höchster Verwunderung; wenn Sie meinen —, woraus die Wunschsätze in Form von Bedingungssätzen hervorgehen können: wenn du doch auf mich hören wolltest!

Wir rechnen auch nicht hieher die Fälle, wo das Objekt eines Zeitworts mitgedacht, aber nicht ausgesprochen wird, weil es sich aus der ganzen Lage oder dem Zusammenhang des Gesprächs für den Sprechenden wie den Zuhörer von selbst ergibt, dieser dieselbe Gedankenverbindung wie der Sprecher ohne weiteres vollzieht. Daß im Satz die Hühner legen, als Objekt Eier zu ergänzen ist, ergibt sich schon aus der Verbindung der Begriffe Hühner und legen, ohne daß dazu ein besonderes sprachliches Ausdrucksmittel nötig wäre. Je weiter der Sprachkreis ist, den das Objekt beherrscht, um so allgemeiner und verbreiteter ist die Ellipse. Beispiele: Legen Sie ab! Er zog vom Leder. Auch die Gebärde reicht zur Ergänzung aus, wenn man z. B. bei der Ueberreichung eines Schriftstückes zum andern sagt: Da, lies.

Aber die wirklichen Kürzungen von Wortgruppen und Sätzen sind zahlreich genug. Sie rühren vielfach daher, daß Wendungen, die ursprünglich Gefühlsäußerungen sein sollten oder einer bestimmten Gefühlsäußerung dienten, durch häufigen Gebrauch abgenützt, in

ihrem Bedeutungsinhalt abgeschwächt werden und zur Formel herabsinken, die in einer bestimmten Lage gewohnheitsmäßig angewandt, vom Hörer ebenso gewohnheitsmäßig entgegengenommen und erwidert wird, ohne daß beide Beteiligte an den ursprünglichen Sinn der verwendeten Wortgruppe denken. Dazu mag gelegentlich, namentlich in vertrautester Umgebung, als Beweggrund die Bequemlichkeit treten, man wendet nur das zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes unbedingt nötige Maß sprachlicher Kraftanstrengung auf.

Dieser Verarmung der Bedeutung und infolge davon starker Kürzung unterliegen besonders die Grußformeln. Ihr ursprünglicher Umfang steht nicht mehr im Einklang mit dem abgeschwächten, verminderten Bedeutungsinhalt. Beispiele: In der schriftdeutschen Umgangssprache (guten) Tag, guten (Tag), (gute)n Abend, (guten) Morjn, (gesegnete) Mahlzeit, Küß die Hand zu Ksthand, stehand, de Hand, Hand. In unseren schweizerischen Mundarten gibt es, je nach der Aufrichtigkeit und Herzlichkeit des Grußes, allerhand Abstufungen der Kürzungen; recht freundlich: e guete Tag, schon gleichgültiger: guete Tag, gete Tag, Tag; sehr verbreitet ist die Abschwächung im Gegengruß zu Tag wol. So hören wir auch tnacht! tskot! tigot! (aus bhüeti got), oder als Gegengruß auf guete Tag: groß tankch, schter (aus wünschter) auen guete Tag. Wegfall des Hauptworts, das ursprünglich stärker betont sein sollte, aber vielleicht bei besonders gefühlvoller Betonung wie guete Tag den Starkton ans Adjektiv abtrat, ist sehr gewöhnlich in e guete(n Apppetit). Die Grußformel got grüez ü wird zu gokrüezi, daraus grüeßi, wahrscheinlich auf rein lautlichem Wege über die Angleichung des Auslautes von got an das anlautende g von grüeß; bei umgekehrter Wortfolge grüeß ü got fällt das mittlere Wort aus und es entsteht das auch im Schwäbischen ganz übliche Grüeß Gott. Auf dem gleichen Wege wird Gott aus den Wunschformeln bhüetis trüli, bhüetis nei (aus Gott behüte uns) verschwunden sein, oder wieder das Objekt ü oder di aus behüte Gott, bewahre Gott. Noch mehr zusammengeschrumpft sind die Verwahrungsformeln: a, bhüet! a, biwar!, die Subjekt und Objekt nicht mehr bei sich haben.

Auch viele Anreden sind bedeutungsarm geworden; so finden wir vor Eigennamen schon im Mittelhochdeutschen die Titel

vrouwe und herre gekürzt zu ver, er, flektiert ern, z. B. ern Sifrides, woraus im ältern Neuhochdeutschen Ehr, Ehrn, Ehren wird, dessen Herkunft so wenig mehr empfunden wird, daß man Ehren als Titel auch den drei Gesellschaften im Kleinen Basel und ihren Wappentieren (Eretier) verleihen kann. Freilich ist auch eine andere Entstehung dieses Gebrauchs von Ehren aus der Verbindung Euer Ehren, vgl. Euer Gnaden, Euer Magnifizenz, nicht ausgeschlossen. Uebrigens finden sich auch hier wieder verschiedene Grade der Schwächung, die bis zu völliger Verstummung gehen kann, z. B. wenn man aus größerer Entfernung einen Herrn oder eine Dame anruft, die man aus der Nähe nur mit dem deutlich ausgesprochenen Titel anreden würde.

Die Höflichkeitsformeln sind häufig gar nicht mehr so tief empfunden, als ihr erster Wortlaut glauben lassen könnte, und stoßen namentlich leicht vortonige Teile ab. So wird in der schriftdeutschen Umgangssprache aus ich bitte, ich danke ein bitte, danke. Unsere alemannischen Mundarten kennen diese Kürzungen freilich großenteils nicht und drücken sich dafür noch altväterisch umständlich aus: wenn de wotsch so guet si, i dank gar schön. Sind wir im Grunde höflicher als diejenigen, welche das kurz angebundene bitte, danke anwenden, und ist es vielleicht ein trauriges Zeichen für die Abnahme des Höflichkeitssinnes, wenn die schon durch ihren Auslaut sich als Entlehnungen aus der Schriftsprache erweisenden Formeln bitti, danki immer mehr eindringen? Es ist nicht sicher. Vielleicht ist die Unmöglichkeit, auf die ausdrückliche Setzung des Fürworts ich zu verzichten, für unsere Mundarten dadurch bedingt, daß ohne dieses die Verbalform, durch Abfall des auslautenden e endungslos geworden, nicht mehr deutlich genug als 1. Person Einzahl gekennzeichnet und darum das ich beibehalten ist. Auf diese Vermutung führt die Beobachtung Horns, daß die von ihm gesammelten Beispiele die Frage aufdrängen: „Wenn funktionslos gewordene Bestandteile der Rede schwinden, sollte da nicht ein funktionswichtiger Laut erhalten werden, auch wenn das „Lautgesetz" seinen Untergang fordert?" Das Lautgesetz ist eben dann unrichtig, weil es aufgestellt worden ist ohne Rücksicht auf die Funktion (Bedeutung).

Man wird bestärkt in dieser Auffassung, wenn man bedenkt, daß unsere Mundarten die im höflichen Brief- und Geschäftsstil übliche Unterdrückung des Fürworts der ersten Person habe die

Ehre, nehme mir die Freiheit, melde gehorsamst nicht mitmachen. Auch hinter diesem Verhalten wird man nicht sittliche Beweggründe suchen dürfen, etwa ein größeres Selbstbewußtsein vom Wert der eigenen Persönlichkeit als bei dem übermäßig bescheidenen, unterwürfigen Anwenden der genannten Stileigentümlichkeit, sondern den Einfluß der sonstigen Satzgefüge, welche bei Voranstellung des Subjekts vor dem Zeitwort Wegfall des Fürworts nicht kennen. Eine kleine Einschränkung muß freilich an der letzten Behauptung vorgenommen werden: in der zweiten Person Einzahl finden wir auch im Behauptungssatz mundartliche Entsprechungen zu dem hast recht, kannst es glauben der schriftdeutschen Umgangssprache: kasch ko wenn dwitt; die freilich auch durch Angleichung des d von de aus du an den Anlaut des folgenden Verbums, also auf rein lautlichem Weg entstanden sein können.

Ganz unbekannt ist aber die fürwortlose Form der ersten Person Einzahl eines Zeitworts auch in unseren Mundarten nicht. Wir beobachten sie in bedeutungslos oder wenigstens bedeutungsschwach gewordenen Einschaltungssätzen, wo neben denki, glaubi, meini auch die Formen denk, glaub, mein gebraucht werden. Dieser Gebrauch ist schon mittelhochdeutsch z. B. si waen des lihte enbaeren „sie würden, glaube ich, den gerne entbehren"; vielleicht sogar noch älter. Es sind zum Teil erstarrte, weil aus dem übrigen Formenschema der betreffenden Zeitwörter infolge ihrer Verkürzung herausgefallene Verbalformen, die als solche gar nicht mehr gefühlt werden und ganz die Aufgabe von Umstandswörtern übernommen haben. So wird in der Oberpfalz und im Egerland glaub(i) zu glau abgeschliffen, in Schlesien im gleichen Sinne dächt gebraucht, das seinen Umlaut dem einst vorhandenen i vor ich verdankt, dacht ich = hätte ich gedacht. So wird unser halt in einem Satz do isch halt nit me zmache auf halt ich = „mein ich" zurückgehen, wofür die in anderen Mundarten vorkommenden Formen mit erhaltenem ich zeugen: haldich, hallich, heillich, denen anderswo wiederum anders gekürzte Formen ellich, hach zur Seite treten. Die Isolierung ist schon alt, so daß das Wort Zeit gehabt hat, verschiedene Bedeutungsabstufungen aus der ursprünglichen heraus zu entwickeln, was hier des nähern zu verfolgen ich mir versagen muß. Zu diesen verkürzten Einschaltesätzen ist sicherlich auch unser ächt, ächtscht, ächter

im Sinn von „etwa, wohl, vielleicht“ zu rechnen, das man meistens auf das althochdeutsche eckorodo „bloß“, „nur“ zurückführen möchte, was aber lautliche und bedeutungsgeschichtliche Schwierigkeiten macht, die man gerne zu leicht nimmt. Ächt ist = „acht ich“ mit dem aus dächt und hellich schon bekannten Umlaut der Stammsilbe. Der Ursprung aus einem Satze liegt noch deutlich vor uns in dem dem Idiotikon entnommenen Satz eines Fischbuchs von 1563: dieser fisch ist gantz änlich dem egle, ist er ächt nicht ganz derselbig. Ächt wird ursprünglich Einschaltung in einem Aussagesatz gewesen, von da auf Fragesätze und die in Frageform gehaltenen Bedingungssätze übertragen sein. Ächtsch(t) entspricht der zweiten Person Einzahl achtistu und hat den Ausgangspunkt in Sätzen wie: i ha der eppis schöns mitbrocht, was ächtscht? oder wie wirds mer, ächtscht, go? Bin i, echtscht, woni sett? Die Form ächter endlich geht auf acht er zurück; ein gutes Beispiel, wie diese Einschaltung verwendet werden konnte, gibt Fischers Schwäbisches Wörterbuch: Wa, ächter, diese Ding Furgang habent (1496), wohl zunächst in indirekter Rede am Platze, von da aus in die direkte Rede eingedrungen. Schließlich haben sich die drei Formen durchkreuzt, so daß echters, echterst entstanden. Nebenformen im Schwäbischen mit a acht, achtert sind nicht, wie Fischer meinte, an das Zeitwort achten angelehnt, sondern eben nichts anderes als die nach der gewöhnlichen Biegung nicht umgelauteten Verbalformen. Alle weiteren Bedeutungsentwicklungen lassen sich aus den drei genannten Grundformen ohne Schwierigkeit ableiten. Schwerer nachweisbar, aber mir kaum zweifelhaft, ist die Entstehung des die Aufmerksamkeit auf eine folgende Mitteilung lenkenden oder auch Staunen, Mitgefühl, Respekt erweckenden Ausrufswortes mai: Mei, das ist schön, es gfallt i gwüß; chömmet, man, mer hend en Gast! Mei du, wenn de das ta hättist; mai, i will der; mai! mai! Auch hier werden uns die ältesten Belege des Idiotikons auf die Spur helfen. Was sünfzest und weinst so fast? Fragst erst? mein, ich träg ein last! heißt es bei Funkelin 1552. Hier hat mein wohl noch die ursprüngliche Bedeutung = „ich meine“, „ich denke“, das allerdings schon einem „nun“, „ei nun“ nahekommt. Auch in Pestalozzis Satz: Mey, wenn ihr es (das Spinnen) dann könnet, so ist es

lustig kann man den Ursprung vielleicht noch herausfühlen. Mit der Zeit ist dieses Gefühl verloren gegangen, und das ist nicht erstaunlich, da die frühe Verstummung des auslautenden n (vgl. bai, schtai usw.) das Wort ganz außerhalb des Flexionssystems des Zeitworts „meinen" stellte. Wo dieser Zusammenhang noch lebendig ist, wie in der heute noch üblichen Einschaltung „mein" = „denk", ist auch das n in Anlehnung an die übrigen Biegungsformen erhalten. Eine eigentümliche Verschiebung des Sprachgefühls hat nun das Ausrufswort später wieder als Zeitwort, aber als Befehlsform auffassen lassen, so daß man in der Anrede an eine Mehrzahl auch eine Mehrzahlform meinet, meine si dazu bildete. Die erste Person Einzahl des Fürworts ist auch unterdrückt im Mittelhochdeutschen neweiz, neizwer, neizwa, aus denen unsere mundartlichen neuis, naimer, naime hervorgegangen sind.

Auf gleiche Weise schwindet unpersönliches es. So ist im Schwäbischen und Schweizerdeutschen ka sei, cha si aus es kann sein in der Bedeutung von „etwa, vielleicht" ganz üblich; im Entlebuch erscheint im Schwachton ein dummi aus: es dunkt mi. Es war einmal wahrscheinlich in unserem gäll im Sinne von „nicht wahr", „einverstanden" vorhanden; denn dieses wird zurückgeführt werden müssen auf gelte es = „soll es gelten?". Die älteren Belege aus dem 16. und 17. Jahrhundert lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß gäll aus gelt angeglichen ist. Mit Recht bemerkt das Idiotikon dazu, daß diese Angleichung von auslautendem lt zu ll in unseren Mundarten zwar sonst nicht Regel sei, aber in diesem Falle eintreten konnte, weil der ursprüngliche Sinn der Form erloschen war. Eine entsprechende Entwicklung haben wohl die oben erwähnten Nebenformen von halt: hellich, ellich durchgemacht.

Reiche Ausbeute für die von mir betrachteten Erscheinungen böte namentlich das Gebiet der unveränderlichen Wörter, also die Ausrufwörter, die Fluch- und Beteuerungsformeln, die Bindewörter, Verhältniswörter, der bestimmte und unbestimmte Artikel, die Befehlsform, schließlich auch gewisse Arten der Satzverknüpfung. Freilich darf nun die Freude über die Entdeckung der Wichtigkeit des Grundsatzes der Ersparung nicht zu einer übereilten Anwendung desselben auf die Erklärung scheinbar verkürzter Wortgruppen führen. Jemine ist vermutlich eine kürzende Zusammenziehung aus Jesu domine. Daß aber das ähnliches bedeutende

jemer eine Kürzung von jemine oder eine Verstümmelung von Jesus sei, ist schwer zu glauben. Ich meine, es ist nichts anderes als die Verbindung des Ausrufs je mit dem Dativ mir. Noch mittelhochdeutsch war eine solche Ergänzung eines Ausrufsworts durch einen Dativ oder Akkusativ eines Fürworts ganz gebräuchlich, während sie uns heute bis auf wenige unkenntlich gewordene Reste abhanden gekommen ist. Entsprechend finden wir in manchen schweizerischen Mundarten pfuter aus pfu dir, während in der Mehrzahl pfudi aus pfu dich fortlebt, ohne daß heute noch jemand ein Gefühl dafür hätte, daß in diesem Ausruf das Fürwort dich steckt (pfui aus pfu ü, pfuch aus pfu üch). Oder z. B.: den auch in der Schriftsprache anzutreffenden Gebrauch von einem als Akkusativ des unbestimmten Fürworts man will Behaghel, dem Horn zustimmt, aus der Verbindung einen man erklären, das über einen man, einem mn zu einem geworden sein soll. Dem stehen wenigstens im Schweizerdeutschen und Schwäbischen die Betonungsverhältnisse durchaus entgegen. Es ist vielmehr auszugehen von dem substantivisch gebrauchten einen im Sinn von „irgend einen". Dieses wird in der häufigen Stellung vor Lippenlaut im Satzzusammenhang zu einem, mundartlich eim ausgeglichen, fällt also mit der Dativform zusammen, wodurch Verwirrung eintritt, die noch befördert worden sein kann dadurch, daß gar nicht selten bei Zeitwörtern an Stelle einer dativischen Ergänzung akkusativische getreten ist, z. B. bei dünken, erbarmen, rufen, nützen, so daß die neben ihnen ursprünglich ganz richtige Dativform einem als Akkusativform empfunden und als solche verallgemeinert wurde.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß es mir gelungen sein möchte, Ihnen die Wichtigkeit der Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Sprachkörper und Sprachfunktion einigermaßen klar zu machen. Die Methode der sprachgeschichtlichen Forschung wird daraus ihre Folgerungen ziehen müssen. Wenn die lautliche Entwicklung der Wörter und Wortgruppen durch ihre Funktion bedingt ist, so darf die Lautlehre nicht auf weite Strecken ein abgesondertes Forschungsgebiet sein. Und wo Satzfügungen die Biegungsformen beeinflussen, kann man die Geschichte dieser letzteren nicht ohne ständige Rücksicht auf die Satzlehre verfolgen. Man hat oft zu sehr seine Aufmerksamkeit nur dem Sprachkörper zugewandt, die Bedeutung vernachlässigt. Die romanische Sprachwissenschaft hat von anderen Standpunkten aus schon früher diesen Fehler erkannt. Mögen die Germanisten nicht zögern, ihr zu folgen.